Der Herr ist mein Trotz!

Autor(en): **Bichsel, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **82 (1988)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-143417

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Peter Bichsel

Der Herr ist mein Trotz!

Der Herr ist dein Trotz;
er behütet deinen Fuss,
dass er nicht gefangen werde.
Sprüche 3, 26

Meine Lieben,

schon die Anrede fällt mir schwer, soll ich sagen «meine lieben Schwestern und Brüder», «liebe Gemeinde», «Mitchristen», «Mitmenschen». Schon wenn ich Sie anrede, beginnt die Lüge, und wenn ich Sie anrede mit «meine Lieben», dann weiss ich, dass ich unfähig sein werde, Sie alle zu lieben.

Ich bin ein Schriftsteller, und ich betreibe mit Spass und Ärger ein Lügengeschäft, ein Fabuliergeschäft, und nun stehe ich hier und soll bekennen, was ich nicht bekennen kann.

Ich bin ein Mensch, ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft, und ich bin das gern, und weil ich das gern bin, bin ich auch ein Opportunist, ich bin schnell unter Christen ein Christ, unter Sozialisten ein Sozialist, unter Fussballfans ein Fussballfan – und ich schäme mich nicht dafür, ein Opportunist zu sein. Ich will dazugehören, ich will mit dabei sein. Opportunismus ist auch eine menschliche Fähigkeit.

Trotzdem – nichts anderes macht mir so Angst wie mein Opportunismus.

Deshalb fürchte ich mich vor einem Bekenntnis. Ich stelle mich nicht gern vor Christen und sage: «Ich bin ein Christ.» Ich stelle mich nicht gern vor Gläubige und sage: «Ich glaube an einen Gott.»

Wenn ich so etwas unter Sozialisten sage oder unter Fussballfans, dann vertraue ich mir mehr, denn dort ist es trotzig gesagt, und ich vertraue meinem Trotz.

Ich vertraue meinem «Nein, nein» mehr als meinem «Ja, ja». Und Christ sein in unserer Zeit, das hat mit Nein sagen wohl mehr zu tun als mit Ja sagen.

Es gibt ein christliches Nein, und das wohl erschütterndste Nein stammt von Jesus selbst. «Meinet ihr, dass ich hergekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Nein, sondern Zwietracht», sagt der trotzige Jesus in Lukas 12, 51.

Und er meint wohl damit «Auseinandersetzung», «Dagegen sein können».

Mir gefällt das kleine, stille, liebe Kind, dem der Onkel zärtlich übers Haar streichelt und sagt: «Du besch e ganz e Liebe», und es stampft auf den Boden und sagt: «Nei, e be e ganz e Böse.»

Das heisst: Ich bin nicht nur lieb und opportun, ich bin auch selbst jemand.

Ich bin ein anderer – das ist Trotz.

Und der wunderbare Satz von Dorothee Sölle ist ein trotziger Satz: «Christ sein bedeutet das Recht, ein anderer zu werden.»

Eine andere, ein anderer werden – das bedeutet das Recht, nein zu sagen.

«Der Herr ist mein Trotz!»

Ich weiss nicht, ob ich an einen Gott glaube – und Fromme werden mir diesen Satz nicht verzeihen, aber ich kann in dieser einen Sache nicht lügen – das ist schon sehr eigenartig, dass ich es in dieser Sache nicht kann, und vielleicht ist das schon ein Teil eines Gottesbeweises – aber ich kann wirklich beim besten Willen nicht wissen, ob ich an ihn glaube.

Trotzdem, trotzdem – ich brauche ihn. Nicht einfach als Tröster und Helfer, nicht einfach als einen, bei dem sich der Leichtathlet durch Bekreuzigen einen Hochsprungweltrekord erbetet – ich brauche ihn, damit das alles, was ist, nicht

sinnlos ist – und damit das alles, was ist, nicht alles ist.

«Der Herr ist mein Trotzdem!»

Und wenn einer kommt, der schlüssig und endgültig beweist, dass es ihn nicht gibt – ich brauche ihn trotzdem.

Ich brauche ihn nicht, um zu überleben. Ich brauche ihn nur, um leben zu können.

Damit das, was hier ist, nicht alles ist. Damit Lernen nicht alles ist und Arbeiten nicht alles ist, damit Karriere und Landesverteidigung und Zivilschutz und Atomkraft und Krieg und Aufrüstung, schweizerische Aufrüstung, nicht alles ist.

Damit Reichtum und Villa und Jacht und Freundin zum Vorzeigen und Auto zum Vorzeigen nicht erstrebenswert sind.

Ich brauche ihn, damit ich mir vorstellen kann, dass sich jemand freut über mein Nein, dass sich jemand darüber freut, wenn ich versuche, ein anderer zu sein – versuche, trotzig auf den Boden zu stampfen, wenn mir der gute Onkel übers Haar fährt.

Ich brauche ihn, damit es sinnvoll ist, dass diese Welt mich überlebt.

Und sie wird uns nur überleben, wenn uns der Trotz gelingt, wenn uns der Widerstand gelingt. Wir Menschen haben diese Welt endgültig in unsere Hände genommen – wir haben den Weltuntergang endgültig in unseren Händen.

Und wir wissen endgültig alle, dass wir ihn schaffen können. Und wir wissen alle nicht, ob wir ihn werden verhindern können.

«Um deswillen ergreifet den Harnisch Gottes, auf dass ihr an dem bösen Tage Widerstand tun und alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget», schreibt Paulus an die Epheser.

Das hat Paulus nicht umweltschützerisch gemeint, aber inzwischen muss ich es so verstehen: Wenn wir das Feld behalten wollen, dann haben wir Widerstand zu leisten – dann *hätten* wir Widerstand zu leisten, hätten wir endlich Widerstand zu leisten.

Ich weiss, wovon ich spreche, weil ich von mir selbst weiss, dass ich es nicht kann.

Ich habe zu oft in meinem Leben nicht Nein gesagt. Und mein Mut und mein Trotz ist ein literarischer. Er gelingt mir fast nur auf dem Papier.

Mein Gott gelingt mir nicht, weil mir mein Trotz nicht gelingt.

Und hie und da staune ich, wie leicht dieser Gott den anderen gelingt, den Feldpredigern und Diktatoren, den Generälen und Bossen oder etwa unserer Bundesverfassung, die mit «Im Namen Gottes, des Allmächtigen» beginnt, und so werden dann halt auch die Autobahnen in seinem Namen gebaut und die Atomkraftwerke, und dann wird eben auch ein Mehrheitsbeschluss ein göttlicher Beschluss und Widerstand heidnisch.

Ich spreche niemandem, der oder die sich zum Christentum bekennt, sein oder ihr Christentum ab – auch schwache, böse, feige Menschen dürfen Christen sein.

Ich staune ab und zu nur, wie leicht es ihnen fällt. Mir fällt es schwer.

Mir fällt mein Trotz nicht leicht. Aber dass der Herr mein Trotz ist, das ist meine Hoffnung. Ich hoffe nicht auf Gott, aber ich hoffe auf unseren Trotz, der Gott ist.

Ich möchte hier leben, und ich lebe gern. Ich möchte nicht hier leben, um reich zu werden und Karriere zu machen und die ganze Welt wirtschaftlich zu beherrschen, sondern um Bücher zu lesen, Geschichten zu hören und Geschichten zu erzählen, mit meinen Freundinnen und Freunden zu lachen. Gute Menschen kennenzulernen, und ich kenne viele solche. Ich möchte es mir hier gefallen lassen. Und ich möchte weinen können und traurig sein können.

Ich möchte leben können wie Oliver Hardy und Stan Laurel, wie Dick und Doof.

Sie sind mir eingefallen, als ich auf der Suche nach trotzigen Menschen war, zwei Clowns, die es leider in Realität

nicht gibt, aber die sich so schön erfunden haben.

Und wenn ich sage, ich möchte so leben können, wie sie es im Film konnten, dann meine ich nicht etwa, dass ich die Leute so zum Lachen bringen möchte, sondern dass ich den Mut hätte, ihre Tragödie zu leben, die eine trotzige und lebensfrohe ist.

Sie nehmen ihr Leben ernst, und das finden wir komisch – und es ist sehr komisch, dass wir das komisch finden.

Sie sind trotzige Menschen, weil sie die kleinste Begegnung, das kleinste Ereignis zu Ende leben, und sie sind trotzig, weil sie jede Begegnung als Verlierer verlassen, als zufriedene Verlierer.

Sie gehen durch die Strasse und sehen beim Kehricht am Strassenrand einen ausgedienten Weihnachtsbaum, und wenn Stan auf ihn zugeht und ihn aus dem Kehricht holt, dann wissen wir Zuschauer, dass dies der Anfang einer ganzen Odyssee ist, die bis zum bitteren Ende gelebt werden muss.

Natürlich wollen sie mit diesem Baum reich werden – sie sind Menschen –, aber es misslingt ihnen, sie sind Menschen, und ihr Misslingen ist menschlich.

Uns wirklichen Menschen aber – so scheint mir – ist alles immer wieder gelungen, die Kernspaltung ist uns gelungen, die Mondlandung ist uns gelungen, der Erste und der Zweite Weltkrieg sind gelungen, und die Kriegsgewinne sind gelungen, und Wachstum, Wachstum, Wachstum ist uns gelungen – wie unmenschlich unser Gelingen geworden ist!

Ach, wären wir doch tollpatschig wie die Clowns. Der trotzige Gott hätte sie geliebt.

Und ich hätte die beiden – Stan und Oliver – gern einmal als überzeugte, gute Christen scheitern sehen. Ich bin sicher, ihr Scheitern wäre ein anderes – ein konsequenteres – gewesen als unseres.

Ich weiss, die Geschichte von Stan und Oliver will hier nicht reinpassen. Also lasse ich sie.

Ich wollte damit nur sagen, dass ich die Hoffnung auf die Menschen nicht aufgegeben habe. Glaube, Liebe, Hoffnung hat für mich mit Menschen zu tun. Und jener Gott, der es dann schon tut – und tut, wie er will –, jener Gott, der es dann schon tut, das kann – so glaube ich – nicht der Gott der Christen sein.

Und hier wusste ich beim Schreiben nicht mehr weiter, und ich bin spazieren gegangen und habe in der Beiz einen Bauern getroffen, einen sehr aufgeklärten Bauern, der mir von seinen Vorstellungen von Landwirtschaftspolitik erzählte und sich sehr ereiferte und engagierte. Und er erzählte von seinen Zukkerrüben, von seinem Raps, von seinem Roggen, von seinen Kartoffeln und von seinen Erbsen – und ich habe dabei vergessen, dass ich an einem Manuskript sass über den sicheren Weltuntergang, und ich mochte ihn sehr, diesen Bauern, und hatte sehr Vertrauen in ihn, und ich habe mit ihm gestritten und mich mit ihm verständigt, und habe wieder eine Stunde lang an die Menschen geglaubt.

Das ist sehr schön, wenn man an die Menschen glauben kann, und wer den Glauben an sie verliert, der verliert auch seinen Gott.

Ich habe den Bauern nicht gefragt, ob er mitkäme auf die Barrikaden, in den Widerstand. Ich habe vergessen zu fragen, ob er für oder gegen Atomkraftwerke sei, für oder gegen die Landesverteidigung, für oder gegen die Revolution. Ich habe wirklich vergessen, ihn zu fragen. Ich habe den Untergang der Welt vergessen.

Das passiert mir oft, wenn ich Menschen treffe, denn nur Menschen sind meine Hoffnung, und ich gehöre nicht zu jenen, die Gott in der Natur erleben – im blauen Enzian und im weissen Edelweiss – Bäume erinnern mich nicht an Gott, nur Menschen.

Und hie und da habe ich eine ganz kleine Hoffnung. Sie ist so klein, dass sie mich sogar ein bisschen kitzelt in meinem Bauch. Hie und da habe ich die ganz, ganz kleine Hoffnung, dass es uns gelingt.

Dass es uns gelingt, nein zu sagen.

Denn das Wort der Befreiung heisst Nein.

Und der Herr ist mein Trotz.

Und ich weiss, dass ich nicht allein bin mit meinem Trotz.

Und ich weiss, dass ich diese Bibelstelle wohl allzu eigennützig, wohl allzu politisch interpretiert habe, und vielleicht auch total falsch.

Jener Hebräischkenner, der kommt und sagt, dass Luther falsch übersetzt hätte oder dass ich das Wort «Trotz» bei Luther falsch verstanden hätte. Jener Hebräischkenner wird mich nicht überraschen, denn schon in der Zwinglibibel ist diese Stelle anders übersetzt, es heisst dort nicht:
«Der Herr ist dein Trotz», sondern: «Der Herr wird deine Zuversicht sein.»

Also ist mein Trotz und Euer Trotz und unser Trotz meine Zuversicht.

Markus Mattmüller

Der Beitrag der religiösen Sozialisten zum Sozialismus in der Schweiz

Die Okkupation des Evangeliums durch die Bourgeoisie

Christentum und Sozialismus – das ist nicht gerade eine Liebesgeschichte. Im Jahre 1920 veröffentlichten die Schweizer Bischöfe ein Bettagsmandat, in welchem sie vor dem Sozialismus warnten und ihn eine grosse Gefahr nannten, unvereinbar mit den Grundsätzen der christlichen Religion: «Man kann nicht Sozialist und Katholik gleichzeitig sein.» Und die Reformierten können sich demgegenüber nicht besser fühlen: Ellenlang ist die Liste der evangelischen Vordenker, die in sauberen ethischen Abwägungen Menschenwürde und Privateigentum voneinander abhängig machten und den Atheismus als konstitutives Element aller sozialistischen Denkarten denunzierten.

Keine Liebesgeschichte: Das Evangelium schmachtete auch in unserem Lande in der babylonischen Gefangenschaft beim Bürgertum, in den Dienst genommen von Klasseninteressen und gut bewacht von kirchlichen Instanzen, deren Toleranz gegenüber linken Christen relativ enge Grenzen hatte. Immerhin: Die evangelischen Kirchen des Landes kannten wenigstens das Prinzip der freien Pfarrwahl, und dadurch gelangte gelegentlich ein erklärter Sozialist auf eine Kanzel oder in eine Synode, aber in die oberen Instanzen der kirchlichen Entscheidungsträger denn doch nicht. Und die katholischen Mitchristen können, wie wir eben erlebt haben, nicht einmal bei der Bestimmung ihrer Bischöfe mitreden.

Wie das Bürgertum und speziell dessen kapitalistischer Flügel die Kirche in Dienst nahmen, lässt sich im theoretischen und praktischen Bereich zeigen. Da waren die Aktionen der lokalen Industriepotentaten gegen Pfarrer, die den